

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 23 (1933)
Heft: 36

Artikel: Die Kranzjungfer : aus dem Leben einer Geringen [Schluss]
Autor: Huggenberger, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646859>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 36 - 1933 *

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

* 23. Jahrgang

Ich glaube. Von Johanna Wolf.

Ich glaube an das Leben — —
An das grosse, wundervolle Regen und Bewegen
Der Kräfte, die im Himmel und auf Erden schaffend sind.
Ich glaube an den Menschen,
Der Körper ward und Geist
Und dem die Seele wuchs unsichtbar,
Die das Sichtbare segnet.
Ich glaube an das Diesseits, das sichtbar ist,
An das Jenseits, unsichtbar — —
Eines sind sie.

Himmel und Erde, Körper und Geist,
Leben und Tod — Eines sind sie.
Aber der Tod ist höher gestuft als das Leben
Und die Seele des Lebens, unsichtbar,
Die das Sichtbare segnet.
Ich glaube an den Menschen — Mann und Weib —
Eines ist er.
Mann und Weib in Liebe und Arbeit:
Das ist der Mensch. Amen.

Die Kranzjungfer. Aus dem Leben einer Geringen. Von Alfred Huggenberger. 7

Der Erntesonntag.

Das Getreide ist eingebracht. Liesbeth hat neben der jungen Fennerin, die stattlich und arbeitsfroh wieder auf den Zehghof heimgekommen ist, die schweren Weizenbündel zu Garben aufgetragen; sie hat neben ihr und der Tagelöhnerin eine Merk Rebenschosse aufheften und am Plauderfaden mitspinnen müssen, wenn es ihr auch nicht ums Schwatzen und Klatschen war. Am meisten kam sie in die Enge, wenn die Rede von ihren früheren Kolleginnen vom Glückslee war; da sollte sie doch wohl Bescheid wissen und recht ausgiebig daherbrichten können. Es ließen sich ja gewiß Glossen darüber machen, daß Mline Käslin in der Stadt für ihr schönes Krauselhaar kein Verständnis gefunden, daß sie zornvoll und enttäuscht heimgekommen und nun schon seit Wochen wieder mit dem Körblein am Arm ins Geschäft ging. Man konnte ja lächeln über sie, doch Liesbeth fand die Sache sehr traurig, weil sie wußte, mit welchem Wunderglauben Mline in die Stadt gegangen. Aber noch viel, viel trauriger kam es ihr vor, daß nun die Susanna Kummer auf dem Schimmelberg von heute auf morgen neuerdings in ihr großes Weinen hineingeraten war, von dem sie niemand mehr abzubringen vermochte. Sie hatte zuletzt versorgt werden müssen.

Ja, das waren doch wohl schöne Stoffe zum Erdauern und zum Betrachtungen anstellen. Die Fennerin wollte es

nicht recht verstehen, daß die Magd so gar kein bißchen in Schwung kam. Der Zuname Schwiegenbeth sei eigentlich, meinte sie einmal, von ihr recht wohl verdient; man müsse ihr ja jedes Wörtlein abkaufen.

Die junge Frau konnte ja nicht wissen, daß Liesbeth genug mit sich selber zu tun hatte, seitdem der Bauer zu einer Zeit jeden erlauerten Augenblick wahrgenommen, um ihr eine Frage zuzuraumen. Ganz unherrenmäßig, fast wie ein Schulknabe, der in Aengsten lebt, es möchte ihm ein böser Streich an den Tag kommen. Jetzt ist das freilich vorbei; der Fenner fragt nicht mehr. Er weiß, was er wissen wollte und was er nicht mit großen Freuden erfahren hat.

Erntesonntag. Die Dorfmusik hat im Hirschenaal bereits zu spielen begonnen. Liesbeth Gander steht in ihrer Kammer neben dem Bett und lauscht den verschwommenen herübergewehten Klängen des ersten Walzers. Nachher setzt sie sich auf den Stuhl, der genügend vom Fenster weggerückt ist und versucht noch einmal nachdrücklich, mit sich darüber einig zu werden, ob sie heute den Gang ins Dorf wagen soll. Einfach wie wenn nichts wäre. Sogar auf dem Tanzplatz könnte sie sich sehen lassen. Warum denn nicht? Es wird noch immer früh genug sein, daß sie sich vor den Leuten verstecken muß.

Von den Bucheggghöfen herab kommen singend einige Mädchen. Der schönen Altstimme nach ist die Rose Bauhofer unter ihnen, die mit ihr in der gleichen Schulklasse gegessen hat. Auch das Lied kennt sie wohl:

Die Blumen in meinem Garten,
Sie geben so trübes Licht,
Ihre Seelchen sind alle ausgelöscht,
Meine Mutter weiß es nicht.

Die Schwalben zwitschern so hänglich,
Ich berge mein Angesicht,
Der lautere Tag wird mir zur Nacht,
Meine Mutter weiß es nicht.

Kein Lufthauch, der nicht erzählte,
Was laut die Stille spricht:
Wo bist du, du zarte, heilige Zeit? ...
Meine Mutter weiß es nicht.

Während die Mädchen jetzt schäfernd und lachend unterm Fenster vorbeigehen, klopft jemand an die Kammertür. Sie schrickt leise zusammen und erhebt sich langsam, um nachzusehen; aber die Tür ist bereits halbwegs geöffnet: der Fenner tritt behutsam in den kleinen Raum und schließt ihn sachte hinter sich ab. Fest wie ein Baum steht er nun da. Um seinen Mund liegt der herrische Zug, den er von seinem Vater überkommen hat. Die Magd weicht einen Schritt zurück.

„Du brauchst mich nicht zu fürchten“, hebt er mit einem gelinden Vorwurf an; „aber es ist jetzt so, daß wir an die saure Sache herantreten müssen. Mit dem Zuwarten wird alles schlimmer. Jetzt kann man noch zu einem vernünftigen Ende kommen, wenn man will; und die Einsicht wird nun, hoffe ich, wenig Grübeln kosten. Vor allem ist halt, so meine ich, darauf zurückzukommen, daß — je nun, das könnte einem jetzt ein mittelmäßig Geschickter sagen, daß du zu lang dagewesen bist. Aber wer wäre denn in solchen Dingen gleich auf den dümmsten Fall gefaßt? Ich gebe dir übrigens den Lohn für zwei Monate voraus. Am Dienstag ist nämlich eine andere da.“

Die Magd ist von seiner Rede und von seinem Wesen wie auf den Kopf geschlagen. Das Blut ist aus ihrem Gesicht zurückgewichen. Sie muß sich mit beiden Händen an der Stuhllehne festhalten.

„Fort — ja, das weiß ich ja schon, daß ich gehen muß. ... Aber Ihr wollt mich doch nicht hinauswerfen? Daß alles — schon jetzt — mit Fingern auf mich zeigt? ...“

„Das ist nicht so gemeint“, sucht er sie zu beschwichtigen; doch seine Worte sind von eiskalter Ruhe getragen. „Ich leugne ja nichts ab, so etwas soll man einem Zelghofer nie nachreden können. Ich lehre vor, was ich vortehren kann. Und zum Glück steht da ein ganz vernünftiger Weg offen, man braucht ihn nur zu begehen. Der Urech Breiter ist denn also gestern dagewesen. Ich hab alles mit ihm abgemacht.“

Sie traut ihren Ohren nicht. Wie emporgerissen richtet sie sich auf, um aber alsbald wieder mit entspannten Gliedern auf den Sitz zurückzusinken. „Einmal habt Ihr gesagt: Es wäre schade um dich ...“

Er behält seine kühle Ueberlegenheit. „Es wird nichts an den Tag kommen. Denk vorerst einmal daran, was das heißt: Es wird nichts an den Tag kommen.“

Nach einigem Besinnen erwidert sie, ohne sich nach ihm hinzuwenden, fast wie zu sich selber redend: „Es liegt mir nichts an den Leuten — jetzt, wo ich weiß, wie die Welt ist.“

Der Fenner schüttelt ihre Worte unwillig von sich ab. „Das sind Redensarten. Redensarten zerfließen, wenn man damit an die Sonne kommt. Und im übrigen — man kann dem Breiter nichts nachsagen, als daß er ist wie tausend andere sind. Mit seinen Sachen steht es gut, ich habe allem nachgefragt. Nur etwas zu viel Schulden, aber da kann ja geholfen werden. Ich weiß, was ich zu tun habe. Und er hat mir in die Hand hinein versprochen, dir nie etwas nachzutragen. Es bleibt Geld darauf stehen.“

Sie ist ans Fenster getreten und blickt verloren über den reichen Blumengarten hinweg nach den Stoppeläckern hinüber, die zum Teil schon vom Pflug umgebrochen sind. „Ihr wollt meine Seele verkaufen“, sagt sie leise; aber ihre Rede vermag das kleine Gemach doch wie ein Richterwort auszufüllen. Es trifft selbst den steinharten Mann mit seiner Wucht.

„Ich kann nichts dafür, daß man jetzt nicht gleich einen König von Indien auf Lager hat. Einem andern hätte das gleiche wie mir passieren können, und er hätte einfach die Achsel gezuckt. Wenn ich um den Skandal herumkommen will, so denk ich mehr an dich und an deine Leute als an mich. Einem Zelghofer sieht man etwas nach. Sie ist ihm an den Weg gestanden, wird es heißen.“

„Ja, so wird es wohl heißen.“

„Der Breiter ist also um vier Uhr beim Goldapfelbaum an der Leuenhalde“, eröffnet ihr der Fenner jetzt in sachlichem Geschäftston, befehlend.

Schwerlastende Stille im Raum. Er läßt die Türklinke los, die er bereits in der Hand gehabt hat.

„Saa — und jetzt?“

Sie atmet schwer auf. „Von dieser Stunde hab ich für mein Leben genug. Ich kann jetzt nicht denken. Geht! — — Geht!“ wiederholt sie heftiger, da er keine Miene macht, und blickt ihn an wie ein gequältes Tier.

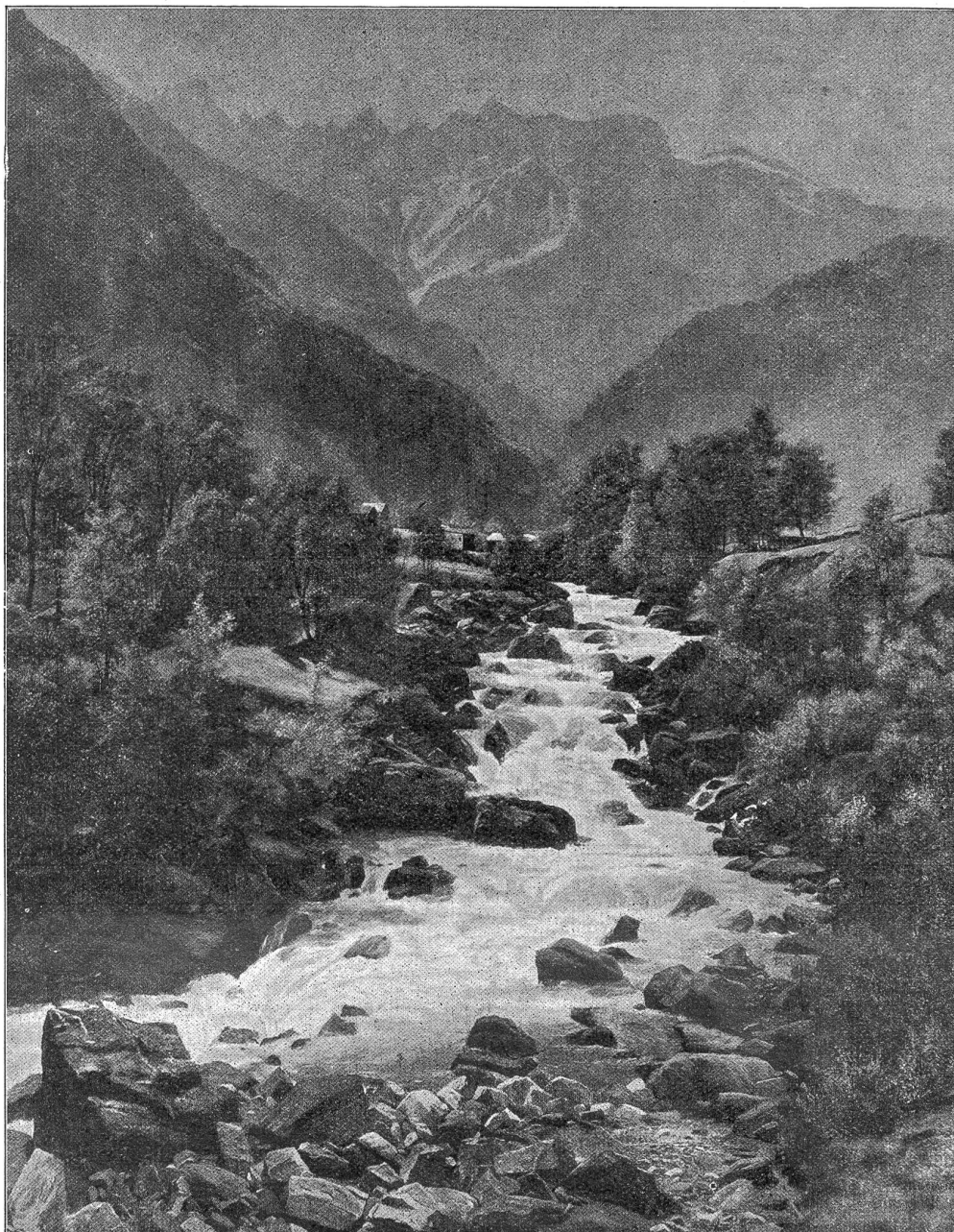
Er muß an sich halten. Ihr Tun ist ihm unverständlich. „Fahr mir nur nicht an den Hals!“ sagt er nach einer Weile, sich noch während der Rede zur Gelassenheit durchwindend. „Ueberhaupt, dein Berrücktun hat gar keinen Sinn. Wegen einem entgleisten Frauenzimmer wird sich die Welt keinen neuen Kopf aufsetzen können.“ Damit ist er fort.

*

Liesbeth Gander ist auf dem Weg nach der Leuenhalde hinauf. Wohl zwei Stunden lang ist sie vorher auf dem Bettrand gesessen und hat mit ihrem zerbrochenen Leben Rat gehalten. Nein! war zuerst ihr ganzes Denken. Nein und abermals nein! ... Alles zerstückt, alles mit Trümmern zugedeckt. Auch das Nein ist ja nur eine blinde Scherbe, die sie dem Vernichter ihres Daseins vor die Füße werfen will. Er soll wissen, daß sie sein Geld nicht braucht. Er soll wissen, daß sie sich aus ihm, aus sich selber nichts mehr macht. Was andere ertragen haben, wird auch von ihr zu überwinden sein.

Und nun hat sie den Kreuzgang doch angetreten. Ganz plötzlich, ganz wie vom Himmel herabgefallen, ist die Klarheit über sie gekommen. Sie hat an den Kostbuben des Wagners Kiener gedacht, der sich immer wieder wie vor einem Raubtier verkroch und verschloß, wenn er den Kalkhofknecht irgendwo auftauchen sah. Denn dieser richtete jeweilen die roh-giftige Frage an ihn: „Nolli warum hast du auch keinen Vater?“ Das verschuppte Büblein hat ihr, dem kaum zwei Jahre älteren Schulkind, einmal ganz ernsthaft bekannt: „Du — ich wolte lieber nicht auf der Welt sein . . .“

Ein Kreuzgang ist es ja wohl. Liesbeth hat den schmalen Pfad durch das Leuenwäldchen eingeschlagen; vielleicht um der hellen Tagsonne aus dem Weg zu gehen. Der mit Tannadeln dicht bestreute Waldboden gibt ihren Wandelschritt als etwas Unwirkliches zurück. Hin und wieder pflückt sie eine Schattenblume ab, sie tut alles ohne Willen und Gedanken. Wie ein getroffenes Wild, das ohne Wissen den Tod in sich trägt, mühsam dem Schlupf zustrebend da und dort noch ein Blättlein nascht, um dann plötzlich mit erlöschenden Augen hinzusinken. Ihr ganzes Menschsein ist in eine neue Welt hineingestellt, in der sie sich nur als Schatten bewegt, gleichsam von einem Uhrwerk getrieben. Sie muß öfters mit den Fingern irgend einen Kleidsaum betasten. Sie weiß nicht, ob sie es ist, die jetzt ein Efeureis vom Tannenstamm loslöst und es sich, flüchtig zum Kränzlein gewunden, aufs Haar legt. Erst als sie den heftig weggeworfenen Kranz am Boden liegen sieht, dämmert ihr unklar wieder auf, daß sie nun in kurzem den ihr zugebauten Bräutigam grüßen soll. O, es wird schon gehen, wenn man sich selber da gleichsam nur so von weitem zusehen kann und gar nicht selber dabei sein muß . . . Ulrich Breiter sitzt, ein Bein übers andere geschlagen, auf der Steinbank und raucht eine dicke Zigarre. „Was kommt dort von der Höh?“ ruft er ihr in ulkigem Tone entgegen; er rutscht etwas beiseite und zwinkert mit dem linken Auge. „Ich hab dir da bereits angewärmt. Jetzt wird man wohl du sagen dürfen, so zweihundert Meter vor dem Heiratspeln her?“ Er grinst mit seinem ganzen vier-eckigen Gesicht über seinen gelungenen Wit. „Das ist jetzt aber doch sauglatt gegangen, oder nicht?“



B. Stäger: Am Sernf bei Elm.

Sie denkt: Wenn ich jetzt umfiele und tot wäre? . . .

Der ungeschlachte Mensch wittert doch, daß sie nicht auf seinen Ton gestimmt ist und sucht sich ein wenig anders einzustellen. Er geht auf sie zu und gibt ihr die Hand.

„Also — das will ich dir jetzt gleich zum voraus sagen: Du kannst es geschrieben und gestempelt haben, daß von mir aus nie etwas verplappert wird. Da müßte ich doch beim Eid ein dümmerer Herr sein. Man ist doch auch nicht gern als Strohmann angefreidet. Abgesehen davon, daß der Betrag nicht ins Steuerregister gehört.“ Diese lektäre Schlaueit wird mit einem behaglichen Zwinkern herausgestrichen.

Die Magd Liesbeth Gander ist nun wirklich weggegangen, es ist nur ihr Schatten, der neben Ulrich Breiter auf dem Bänklein sitzt. Sie selber spaziert irgendwo im Holz. Sie pflückt Schattenblumen, sie zupft Efeuranken von einem Tannenstamme ab und macht ein Kränzlein daraus . . .

Der Hochzeiter bemerkt ihre Abwesenheit keineswegs. Er schwächt mit dem Schatten, er ist sehr aufgeräumt, weil sich alles so vortrefflich anläßt, über alle Wünsche hinaus gut.

„Den Leuten wird denn also Sand in die Augen gestreut, die werden uns nicht hinter den Gatter kommen. Meine Schwester besorgt das gut. Die glaubt mir natürlich aufs Wort, daß wir schon gleich im Anfang intim gewesen seien miteinander und daß ich eben deshalb fortgemußt hätte. So wird es denn also auch punkto Zeit stimmen. — Schlau muß der Mensch sein.“

Er zwinkert dem Schatten zu und grinst. „Daß er der erste hat sein wollen, das hab ich natürlich bald heraus gehabt. Wenn ich die Wahrheit sagen will, so ist für mich alles programmäßig verlaufen. Und wenn wir es recht anstellen, bringen wir vielleicht noch etwas mehr heraus.“

„Euch muß aber viel am Geld gelegen sein“, läßt sich der Schatten kleinlaut vernehmen, ganz nebenbei, ganz abwesend.

„Meinst du, ich werde mit dem übrigen nicht auch etwas anzufangen wissen?“ zwinkert der Freier anzüglich. „Und steht es denn bei einer andern im Heimatschein zu lesen, ob schon etwas gegangen ist oder nicht? — Aber von morgen an ist's halt Schluß auf dem Zelghof, das hab ich mir ausbedungen. Jetzt ist dann die Reihe an einem andern. Und heut' abend gibt's natürlich noch ein paar Tänzelein im Hirschen, das ist die richtige Einleitung. Das trifft sich ja ausgezeichnet, daß heute just Erntesonntag ist.“

Der Schatten rührt sich nicht. Erst als ihm Urech Breiter näherückt und sein Hochzeiterrecht mit einem Kuß geltend machen will, kommt plötzlich Leben in die eingefallene Gestalt. Sie macht sich mit einem jähen Ruck frei und eilt mit fliegenden Röcken mitten durch die Aeder und Wiesen hinab dem Hofe zu. Urech Breiter glockt ihr mit dummem Gesicht nach. „Merkwürdig, so etwas. Wird aber schon einsteigen, die.“ Er steckt sich eine neue Zigarre an und wendet sich dann gemächlichen Schlenzerschrittes dorfwärts. Während er sich in der untern Hirschenstube einen Dreier bezieht, begibt es sich, daß der Zelghofbauer, der am Herrentisch Karten spielt, vom Melker Semi dringlich heimgeholt wird. „Es hat etwas gegeben: die Magd Liesbeth hat sich in ihrer Kammer erschossen. Mit Eurem eigenen Revolver, jawoll! Man sieht ihr kaum etwas an, nur daß sie jetzt tot ist, statt lebendig.“ (Ende.)

Franzl Schubert. Von Stephan Georgi.

Der laue ungarische Sommerwind strich durch die Bäume, in deren Schatten übermütig hell ein munterer Bach dahinflöß.

Am Ufer, auf einem großen, massigen Stein, saß einer, der war mit einem grünen Frack bekleidet, trug eine Brille, hatte dunkles, vom Winde zerzaustes Haar und ein weiches, gutmütiges Gesicht. Ein zerknittertes Stück Papier lag auf seinen Knien; er schrieb eine Weile darauf, blickte mit freundlich sinnenden Augen hinauf zu den Baumwipfeln, dann wieder, wie aufhorchend, forschend, auf die kleinen, dahineilenden Wellen und wiegte dabei so melodios den Kopf, als gäbe es ringsum nichts weiter als Musik.

Noten an Noten reiheten sich auf dem Papier, dann kam ein dicker Strich darunter und als Ueberschrift die Worte: Bächlein, laß dein Rauschen sein!

Franz Schubert hatte eines seiner wunderbaren Lieder vollendet, in dem so eine Fülle ungetrübten Gefühls und feiner Empfindung lag, daß es schien, als lauchten selbst die gefiederten Säger dort oben, als er es noch einmal leise vor sich hinsummte.

Dann stand er auf, legte die Hände auf den Rücken und ging dem Wege zu, der nach dem Gute Zeleß führte. So voll von überströmenden Melodien war er, daß er es gar nicht merkte, daß der Himmel dunkler und der Wind stärker geworden war. Erst als ein heftiger Windstoß seine Frackschöße emporswirbelte, blickte er auf, sah die drohend heranziehenden Wolken, die Baumwipfel, die sich ächzend bogen, und wurde auf einmal ernst und nachdenklich. Ein plötzlicher Gedanke war ihm gekommen, der ihn stehen bleiben ließ. An einen Großen, Unerreichbaren dachte er, der jedes Toben der Elemente zu seinem Lieblingstummelplatz erkor, der einsam, mit wirrem Haar, herben Gesicht und trohigen Lippen bei wütendem Unwetter durch die menschenleeren Straßen zu haften pflegte: an Beethoven.

„Niemand wird ihn jemals herunterholen von seinem Thron. Wir sind ja alle nur seine Diener — auch ich.“

Lange noch hatte Schubert dort im Walde gestanden und kam dann, völlig eingeregnet, in Zeleß an.

Graf Esterhazy, bei dem er als Hausmusiker angestellt war, kam ihm entgegen und machte ihm ob seines langen Ausbleibens Vorwürfe. Die zu dem geplanten Hauskonzert erschienenen Gäste und Musiker warteten bereits.

Doch kaum eine halbe Stunde später stand Schubert schon in dem hell erleuchteten Saal im Kreise seiner Musiker und klopfte mit dem Taktstock an das Notenpult. „Ich bitt' recht schön, meine Herren!“

Musik vom Franzl Schubert. War es nicht, als spräche der Frühling selbst? Und die Herzen gingen auf, öffneten sich, um mitzuläuten an dem Singen und Klingen, das sich da erhob.

Musik vom Franzl Schubert. Der stand in seinem kastanienbraunen Galafrack vor seinem kleinen Orchester und unter seinen Händen quollen die Melodien hervor, die waren wie ein Blumengewinde aus Chloris göttlichen Händen. Das Haupt hatte er leicht zurückgelegt; die linke Hand, als wollte sie das Klopfen der Herzen fühlen, zog sich immer wieder auf die Brust zurück. Ein kleines, dünnes Lächeln lag auf den Lippen, und hinter den Brillengläsern war es, als wollten da ein Paar Augen jedem einzelnen Tone nachsinnen.

Als letzter Akkord und Applausjubiläum verklungen waren, trat Esterhazy auf den Komponisten zu und reichte ihm die Hand. „Ich hätte eine Bitte, Freund Schubert: Ein Stück aus Ihrer H-Moll-Symphonie.“

„Mit den wenigen Musikern?“ wollte Schubert einwenden; aber er gab auf nochmaliges Bitten des Grafen nach. Oder war es noch etwas anderes, das ihn zum Nachgeben zwang? Waren es vielleicht die manchmal so munter kokett herübersprühenden Augen der jungen Komtesse Karoline?

Der erste Satz der H-Moll-Symphonie erklang. Welch ein magisch-romantischer Zauber lag darin, Welch ein zarter Gesang über dem ruhigen Gemurmel. Dieses sehnüchtige Mollthema, dieser bunt-bewegliche Melodienstrom, der bei aller Kraft und Glut so schimmernd hell ist, die glückselige Innigkeit, eingehüllt in bezaubernde Klangschönheit.

Durch den Raum ging es wie ein einziger weihewoller Atem.

Als das Konzertprogramm, das der Graf selbst noch durch einige Baritongesänge erweitert hatte, zu Ende war, verließ Schubert, allen größeren Festlichkeiten in seiner beinahe schüchternen Bescheidenheit abhold, den Saal und trat